

Seraina Kobler
Tiefes, dunkles Blau

Ein Zürich-Krimi

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Foto von Elham Hoxhalli
Copyright © Elham Hoxhalli

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch einen Werkbeitrag der C. und A. Kupper-Stiftung sowie durch ein Covid-19-Stipendium der Fachstelle Kultur der Stadt Zürich und einen Beitrag des Bundesamtes für Kultur unterstützt. Die Autorin dankt herzlich.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
200/22/852/1
ISBN 978 3 257 30091 8

Von Weitem klangen die Kormorane wie meckernde Ziegen. Er konnte ihre metallisch glänzenden Köpfe sehen, die dort auftauchten, wo er die Reusen im Wasser versenkt hatte. Am Hafen blinkten noch immer orange Sturmlichter. Die verdammten Biester hatten seine Verspätung ausgenutzt. Der Fischer begann, in seinen Bart zu fluchen. Früher hatten die Vögel hier auf ihrer Reise in den Süden nur kurz Rast gemacht. Seit einigen Jahren aber blieb die Kolonie sesshaft. Oft waren nur noch zwei, drei angeknabberte Egli in den Netzen, wenn er sie hochzog. Er öffnete die Kiste mit Ladykrachern, Knallfröschen und Monsterheulern und zündete gleich mehrere. Den fauligen Schwefelgeruch würde er für den Rest seines Lebens mit den Vögeln in Verbindung bringen. Mit leeren Netzen und dem ungläubigen Gesichtsausdruck des Mitarbeiters, den er nach zwanzig gemeinsamen Jahren hatte entlassen müssen. Während er die Reuse einholte, sprach er einem befreundeten Jäger aufs Band, dem er Kopfgeld für jeden geschossenen Vogel zahlte. Das Rattern der Winde wurde immer langsamer – sie war blockiert, der Fischer zog Handschuhe über seine schwierigen Hände. Das Seil fühlte sich an, als hätte er dennoch guten Fang gemacht, gespannt leuchtete er in die Tiefe. Die Lampe wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen, als

ein Segeltuchschuh auftauchte, der an einem nackten Fuß steckte. Dort, wo die helle Hose aufhörte, quoll weiches Fleisch hervor, blauviolett schimmernd. Er hatte schon einmal eine verwesene Leiche im Wald gesehen, viele Jahre war das her. Das skelettierte Gesicht, an dem noch Hautfetzen hingen, hatte sich lange in seine Träume geschlichen. Ihn fröstelte. Schnell wählte er den Notruf und war erleichtert, eine menschliche Stimme zu hören.

Es heißt, die schönsten Städte der Schweiz liegen an einem Fluss und an einem See zugleich. Umspült vom Wasser, das von der schneereinen Gebirgskette herkommend durch ein offenes Tal strömt, vorbei an dicht besiedelten Ufern. Bis zuletzt die Stadt selbst aus dem Blau aufsteigt wie ein Traum. Und dort, am nördlichen Rand des Seebeckens, neben der noch jungen Limmat, beginnt die mittelalterliche Altstadt von Zürich.

Im *Chez Manon*, schräg gegenüber von der Predigerkirche, nahm die Kaffeemaschine zischend ihren Dienst auf. Noch müde Gesichter verschwanden hinter Tageszeitungen, die in Holzklammern steckten, bis Manon dickflüssigen Espresso in vorgewärmten Tassen servierte. Ein verschworener Moment der Einkehr, bevor die Geschäfte öffneten und Touristen die engen Gassen verstopften. Ganz in der Nähe erhob sich in einem geschlossenen Innenhof eine Esche. Erst auf Höhe der Dächer breitete sie ihre mächtigen Arme aus. Zu ihren Füßen lag ein Häuschen mit schiefergrauen Fensterrahmen. Eine Frau stand davor. Sie hatte ein Handtuch um die nassen Haare geschlungen, dazu trug sie einen Seidenkimono, der ihr jedes Mal über die Schulter rutschte, wenn sie sich bückte. Ihre Füße steck-

ten in erdverkrusteten Garten-Clogs, wie man sie in den Baumärkten auf dem Land kaufen konnte. Rosa Zambrano knipste einen Zweig Verbene ab und war ganz zufrieden mit sich und der Welt. Denn die Welt, das waren rotbackige Radieschen, die versteckt zwischen Sommerkürbissen und dicken Bohnen wuchsen, oder in der Morgensonne ruhende Zucchini, deren safrangelbe Blüten schon sehr bald perfekt wären ...

Statt wie sonst an ihrem freien Tag eine Runde auf dem Zürichsee zu rudern, musste sich Rosa heute beeilen. Sie ging ins Haus, legte den Eisenkrautweig auf den Holztisch und stieg die knarrende Treppe hinauf. Die letzte Spritze hatte einen Bluterguss am Bauch hinterlassen. Sie suchte ein locker geschnittenes Sommerkleid aus dem Wandschrank. So wäre sie hinterher schnell wieder angezogen. Ein plötzliches Pfeifen rief sie zu ihrem morgendlichen Ritual. Sie eilte hinunter. Mit der einen Hand nahm sie den Wasserkessel von der Gasflamme, mit der anderen griff sie nach der gusseisernen Kanne für den Sencha. Ein Geschenk ihres Exfreundes. Sie hielt mitten in der Bewegung inne und schob stattdessen einen Tritthocker vor das Regal. Im obersten Fach gab es eine nagelneue Glaskanne. Rosa stellte sie vorsichtig auf die Anrichte und zupfte Kräuter ab, bis nur noch lila überhauchte Blüten übrig waren. Nachdem sie kochendes Wasser in die Kanne gegossen hatte, funkelte der Inhalt bald schon wie geschmolzenes Gold. Zuletzt holte sie eine leere Eiswürfelform und verteilte die Blüten darin, füllte mit Wasser auf und stellte sie ins Eisfach. Dann sammelte sie die übrig gebliebenen Stiele ein. Auch sie würden ihren Platz finden: auf dem Kompost.

Rosa ging ins Bad, das sich in einer Ecke der Küche befand. Eigentlich hatte sie sich schon lange vorgenommen, den Schuppen auszubauen, wo Spinnen und Kellerasseln zwischen geschichtetem Brennholz aus dem Stadtwald hausten. Aber es war wohl auch so, dass sie es nicht übers Herz brachte, die freistehende Badewanne mit den lackierten Füßchen aus der Küche zu verbannen. Sie stand in direkter Blicklinie zum Schwedenofen, sodass man während des Badens in knisternde Flammen schauen konnte. Wie fast alles in dem Häuschen hatte Rosa auch den Spiegel selbst montiert, vor den sie nun trat. Eine mit Silberfäden durchwirkte Strähne kringelte sich aus dem Frotteeturban. Sie verzog das Gesicht, glättete die Miene wieder und rieb Schwarzdornblütenöl auf Wangen und Hals. Anschließend öffnete sie, mehr aus Gewohnheit, den Kühlschrank und stieß die Tür gleich wieder zu: Auch wenn sie nicht die strikte Anweisung erhalten hätte, nüchtern zu erscheinen, hätte sie wohl keinen Bissen herunterbekommen. Im Garten stellte sie die dampfende Teeschale auf den Beistelltisch und setzte sich in den Liegestuhl unter der Esche. Rosa lehnte sich zurück. Zwischen den Ästen schien die Sonne durch und zeichnete flüchtige Muster auf ihr Gesicht.

Die Praxis lag etwas außerhalb. In einer der Gemeinden an der Seeküste, die nach der Farbe des Lichts benannt war, das abends die ausladenden Villen überzog. Als Rosa stadtauswärts radelte, standen beim Fußgängerstreifen am Bahnhof Tiefenbrunnen bereits erste Mütter und Väter auf dem Weg ins nahe Strandbad. Die Schiebegriffe der Kinderwagen waren so schwer beladen, dass die Gefährte wohl augenblicklich nach hinten gekippt wären ohne die als Gegengewicht festgeschnallten Kinder. Kühltüten. Klapp-, Liegestühle. Zusammensteckbare Strandmuscheln. Rosa fragte sich, ob das alles wirklich nötig war. Und sie wusste es nicht. Wie denn auch? Auf der Verkehrsinsel wiegten sich die Pappeln in der Brise. Ebenso wie die Masten der Segelschiffe, die im Hafen neben dem Betonwerk ankerten und Rosa an Esstäbchen denken ließen. Kurz darauf leuchteten die Plastiktische vor dem Klubhaus ihres Fischereivereins durch das Laubwerk. Doch ein Blick auf die Uhr ließ sie kräftiger in die Pedale treten. Jenseits der Stadtgrenze begann sich die Gegend zu verändern. Die blickdichten Zäune und Hecken wurden höher, nur durch schwere Eisentore unterbrochen. Auf geharkten Kiesplätzen standen Limousinen und Geländewagen mit niedrigen Zahlen auf den Nummernschildern, die regelmäßig verstei-

gert wurden, was jedes Mal einige Millionen in die Stadtkasse spülte. Vor einem Anwesen mit Säulen aus Marmor schloss Rosa ihr Rennrad ab und löste den Stoff des Kleides, das sie für die Fahrt über den Knien zusammengeknotet hatte. Neben dem Empfangstresen thronte ein lebensgroßer Buddha.

»Haben Sie einen Termin?« Die schrille Stimme passte so gar nicht zum Plätschern des Zierbrunnens auf dem Tresen. Die Praxisassistentin schob ihre sorgfältig manikürte Hand über die Muschel des Telefonhörers.

Rosa riss sich vom Anblick des Buddhas los, dessen Hände, locker im Schoß ruhend, zu einer Schale gefaltet waren. »Ich bin etwas knapp dran. Entschuldigung.« Sie räusperte sich. Dann blickte sie wie beiläufig in Richtung Wartezimmer, um sich zu vergewissern, dass auch niemand mithörte.

»Ihr Name?«, schrillte es erneut. Die Tür war geschlossen. Rosa antwortete nun mit fester Stimme: »Ich heiße Zambrano.«

Fingernägel flogen wie Pfeilspitzen über die vollgeschriebenen Seiten des Kalenders. »Da haben wir es: Zambrano. Sie kommen zur Kryokonservierung?«

Rosa zuckte zusammen.

Die Assistentin strich den Eintrag durch. »Doktor Jansen braucht noch einen Moment. Aber das Untersuchungszimmer ist bereits frei.« Sie zeigte auf eine angelehnte Tür am Ende des Flurs, bevor sie den Telefonhörer wieder aufnahm.

Als Rosa sich an den geräumigen Tisch setzte, fasste sie sich an die Ohren. Die glühten und waren bestimmt tiefrot.

Sie schüttelte ihre Locken darüber. Noch immer glaubte sie, sich rechtfertigen zu müssen. Ihre mittlere Schwester Valentina war schon Mutter. Und Alba, die Jüngste, würde es in wenigen Tagen ebenfalls werden. Es war nicht so, dass sie ihre kleine Nichte und ihren Neffen nicht mochte. Im Gegenteil: Sie bekochte ihre Familie regelmäßig. Oder zumindest sooft es der Dienstplan zuließ. Trotzdem erinnerten sie die Marmeladen- und Saucenflecken, von speckigen Händlein hinterlassen, jedes Mal an die Leerstelle in ihrem Leben. Alba war zwar altersmäßig weiter von ihr entfernt als Valentina, doch je länger sie erwachsen waren, desto unwichtiger wurde dieser Abstand. Und sie war es schließlich auch, die Rosa bestärkt hatte.

»Jetzt hör mal! Du kannst dich doch auch als Singlefrau befruchten lassen. Wenn du niemanden findest, dann gehst du in zwei Jahren einfach in eine Klinik ins Ausland. Dort kannst du alles machen lassen. Alles!« Ihre jüngste Schwester musste es ja wissen. Um schwanger zu werden, hatte sich ihre Partnerin vor einigen Monaten ebenfalls in Behandlung begeben. Erfolgreich, wie der kugelrunde Neunmonatsbauch zeigte, den Katrin vor sich herschob wie eine lebende Trophäe. Rosa wurde regelmäßig ungefragt mit Bildbeweisen überhäuft. Oder Rezepten, um die Plazenta nach der Geburt zu trocknen. *Bloß nicht zu viel denken jetzt!* Sie schloss die Augen. Versuchte es mit einer Atemübung. Nach zwei Durchgängen gab sie auf. Rosa bezweifelte, dass sie je lernen würde, sich beim absoluten Nichtstun zu entspannen. Lieber konzentrierte sie sich auf die großflächigen Drucke an der Wand. Die Tür öffnete sich, als sie gerade die Struktur einer Sanddüne studierte und da-

rüber nachdachte, ob es für oder gegen die Erfolgsquote einer Kinderwunschpraxis sprach, wenn eine unfruchtbare Landschaft das Behandlungszimmer zierte.

Doktor Jansens Haare waren einen Tick zu lang, um zum Rest seiner Erscheinung im weißen Arztkittel zu passen. Wobei auch die modischen Segeltuchschuhe irritierten, die man barfuß trug. Sie erinnerten Rosa an den Skipper, bei dem sie Stunden für den Hochseeschein nahm. Auch Jansen hatte die Schwelle zum mittleren Alter bereits überschritten, was ihn aber eher noch attraktiver machte. Der Amorbogen seiner Oberlippe war geschwungen, dunkle Bartschatten drückten trotz gründlicher Rasur durch. Er schien zu jener Art Mensch zu gehören, für die es keine Probleme gab, sondern nur Lösungen. Zumindest war das Rosa bei ihrem ersten Termin vor einigen Wochen so vorgekommen, als er sie beruhigte: *Dann verschaffen wir Ihnen mal die Zeit, die Sie brauchen.* Und ihr zeigte, wie sie die Hautfalte am Bauch am besten dehnte, um sich die Hormone selbst zu spritzen.

»Bleiben Sie nur«, sagte er jetzt. Routiniert rieb er seine Hände mit Desinfektionsmittel ein, dessen Duft sich über sein Aftershave legte. Er grüßte im Vorbeigehen, ohne ihr die Hand zu schütteln. Setzte sich und klapperte mit der Tastatur seines Rechners. Da sie es selbst gar nicht mochte, wenn ihr jemand beim Schreiben auf die Finger schaute, wandte sich Rosa ab. Sie bemerkte, dass der Fotorahmen mit dezentem Goldrand verschwunden war. Er hatte sie bei den Vorbereitungsterminen irritiert, weil er nicht auf den Sitzplatz des Arztes ausgerichtet war, sondern leicht schräg stand. Als sollte jeder sehen können, wie er seine langen

Arme um die Taille einer Frau schlang, während sich ihr rotes Kleid im Wind bauschte. Sie hatte so ein Lächeln ... So eines, das bestimmt auf allen Bildern immer gleich aussah. Flankiert wurde das Paar von zwei nicht weniger perfekten Zwillingenjungs, die stolz Zahnücke zeigten. Eine Bilderbuchfamilie, hatte Rosa gedacht. Während sich ihre rationale Seite kurz darüber wunderte, warum sie das so sehr abstieß wie anzog, auch nach all den Jahren noch.

»Ich habe noch zwei, drei Fragen. Dann kann es losgehen«, wandte sich Jansen ihr abrupt zu. »Wir können die Kinderfrage etwas hinauszögern ...« Sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Aber eine hundertprozentige Garantie gibt es natürlich nicht.«

Jetzt wollte er sich also doch noch absichern. Ingeheim war Rosa froh. Das relativierte den leicht überheblichen Eindruck, den er auf sie gemacht hatte. Auch wenn das nichts an den Tatsachen änderte: Ihre Fruchtbarkeit nahm mit jedem Tag, jeder Stunde, jeder Sekunde ab, mit der sie auf ihren 38. Geburtstag zuraste. Und nicht nur ihre Fruchtbarkeit: Bereits mit Ende zwanzig hatte der Großteil ihrer Körperfunktionen den Höhepunkt überschritten. Seit ihrem dreißigsten Lebensjahr verdoppelte sich die Wahrscheinlichkeit, demnächst zu sterben, alle acht Jahre. Bald schon würden ihre Zellen die Fähigkeit verlieren, Mutationen rückgängig zu machen. Kurz gesagt: Sie hätte eigentlich den nächstbesten Mann anspringen müssen! Stattdessen saß sie hier und ließ ihre eigenen Eizellen für viel Geld einfrieren. Rosa schielte auf die Uhr. Doch der Arzt schien keine Eile zu haben.

»Sie sind seit mindestens sechs Stunden nüchtern?«

Rosa nickte. Der homöopathische Schluck Kräutertee schien ihr ewig her.

»Hatten Sie schon einmal eine Vollnarkose?«

Wieder nickte sie. Und strich über die Stelle oberhalb des Knies. Vor einigen Jahren war dort abgestorbenes Gewebe durch ein dünnes Hauttransplantat vom Rücken ersetzt worden. Rosa spürte die Narbe kaum noch. Nur manchmal, wenn das Wetter wechselte, juckte der blasse, wulstige Hautfleck. Plötzlich fühlte sie sich, als wäre alle Kraft aus ihr herausgesaugt worden.

»Prima. Dann wollen wir mal sehen, ob der *trigger shot* erfolgreich war.« Jansen rollte auf seinem Lederhocker zum Untersuchungsstuhl. »Schon im Mutterleib enthalten weibliche Eierstöcke über 400 000 Eizellen. Faszinierend, nicht?« Er drückte einen Knopf, und der Raum verdunkelte sich summend. »Bis zur Pubertät sterben aber die meisten ab. Nur etwa 500 erreichen im Laufe eines Lebens den Eisprung.«

Wie die anderen Male zuvor verschwand Rosa hinter dem Paravent und zog ihren Slip aus. Anschließend setzte sie sich in den Stuhl, der ihre Beine weit auseinanderspreizte. Der Arzt führte den Schallkopf in ihr Inneres ein. Auf dem Bildschirm leuchtete eine Struktur auf. Sie sah aus wie eine quer halbierte Knoblauchknolle.

»Da sind sie ja schon.« Er drückte noch etwas fester und zeigte nicht ohne Stolz auf die zehenförmigen Kammern. »Sieben prächtige Exemplare auf einmal.«

Bald darauf lag Rosa im Operationszimmer auf einer sterilen Liege, während ihr die Assistentin eine Papierserviette unter das Kinn schob.

Als sie wieder zu sich kam, verkrustete Speichel ihren Mund. Der Hals fühlte sich wund an, als hätte sie seit Tagen nichts getrunken. Sie wusste nicht, wo sie war. Wollte es gar nicht wissen. Mit dem Wellenrauschen im Ohr, das durch das gekippte Fenster drang, sank sie zurück in einen wattenweichen Ozean. Als sie das nächste Mal aufwachte, ging es ihr besser. Der Zugang zur Dosierung des Propofols klebte noch immer an ihrem Arm. Rosa zog die freie Hand unter der Decke hervor und legte sie auf den Bauch. Dabei dachte sie an die fehlenden Eizellen, die nun schockgefroren bei minus 196 Grad lagerten. Und fragte sich, ob ein Kind erst entsteht, wenn eine davon befruchtet wird. Oder schon früher, nämlich bereits dann, wenn es von jemandem herbeigeseht wurde.

»Ich kann Sie unmöglich in diesem Zustand fahren lassen.« Die Assistentin blickte vorwurfsvoll auf den Fahrradhelm, den Rosa gerade aufsetzen wollte.

Tatsächlich fühlte sie sich unsicher auf den Beinen. Dann würde sie das Rad halt schieben. Doch die Frau wollte partout nicht nachgeben. Eine halbe Stunde später rumpelte der Transporter auf den Vorplatz, mit dem Stella auf die Märkte im Umland fuhr, wenn sie ihre Keramik feilbot. Rosa nahm auf dem Beifahrersitz Platz, während Stella das Fahrrad in den Kofferraum lud. Am Rückspiegel baumelte ein Duftbäumchen neben einem Mini-Traumfänger. Rosa wurde übel.

»Fahren wir, ich kann Suki nicht zu lange alleine lassen«, sagte Stella, während sie den leeren Hundekorb neben das Fahrrad schob. »Du bist ganz schön bleich.« Sie ging um

den Wagen herum. Und streckte Rosa eine Tüte Ingwerbonbons hin.

»Alba hat nicht abgenommen«, nuschelte Rosa, während sie eines der Bonbons in den Mund schob. Das Papier knisterte, als sie es zwischen den schweißnassen Handflächen zerknüllte und zu einer Kugel formte. Ihre Freundin war zwar nur ein knappes Jahr älter, doch sie hatte schon immer gewusst, dass sie keine Kinder wollte. Denn diese schafften für sie in erster Linie eines: Abhängigkeiten. Auf dem Weg zurück in die Stadt erzählte Rosa, was sich nun nicht mehr geheim halten ließ. Und hoffte, dass es nicht zu viel Unruhe mit sich bringen würde. Danach wollte sie nur noch eines: sich ins Bett legen und sehr, sehr lange schlafen. Ein Glück, dass sie die nächsten Tage vorsorglich freigenommen hatte.